

Die Netzwerke und die Langlebigkeit des Neoliberalismus

Die vorübergehende Defensive der Neoliberalen

Gerd Weidenhausen

Wer glaubte, dass sich die Apologeten, Epigonen und Priester des Geldes und der Heilslehre des Neoliberalismus angesichts der beginnenden Implosion ihrer praktizierten Lehren einer ehrlichen, selbstkritischen Begutachtung des Schadens, den sie anrichteten, unterziehen würden, sah sich getäuscht. Nur für kurze Zeit ging man in Deckung, war nicht zu sprechen oder ließ erst einmal andere für sich sprechen. Man schwankte von dieser Seite aus – den Niederungen des Alltags der Restbevölkerung in den Schwindel erregenden hohen Glashäusern der Macht enthoben – zwischen arroganter Gelassenheit, blasierter Unschuld, gespielter Reue oder gar dem frech daherkommenden Gestus, zu Unrecht zum Schlachtopfer sozialer Neider und Revanchebedürftiger hergerichtet worden zu sein.

Die Botschaft hinter all diesen Manövern sollte augenscheinlich sein, den Finanzjongleuren und Privilegierten, also den maßgeblichen Leistungsträgern der Gesellschaft, nicht nur mit dem gehörigen Respekt, sondern auch mit einer Portion angemessener Empathie zu begegnen, hackten doch alle auf diesen nun »ungerechtfertigter Weise« arg gebeutelten Stützen der Gesellschaft herum. Dass sich eine soziale Klasse derart lächerlich in Szene setzt, in einer Zeit, in der die Ergebnisse ihrer Finanzexperimente die gesamte Weltwirtschaft in den Abgrund zu reißen drohen,¹ ist einem Selbstbild geschuldet, das seit über zwanzig Jahren im Rahmen der unangefochtenen Hegemonie der neoliberalen Ideologie – ausgehend von gewissen Zirkeln und Think Tanks – global verbreitet wurde. Selbstredend werden dort christliche Tugenden wie Demut und Reue ebenso wenig gelehrt wie die wissenschaftliche Haltung gegebenenfalls

nötiger Selbstkorrektur. Der Neoliberalismus kam – obwohl er sich als reine Wirtschaftslehre nach naturwissenschaftlichem Vorbild verstand – als Heilslehre, als Dogma daher.² Im tiefsten Sinne ideologisch – gab er sich unideologisch, auf Wertfreiheit und Objektivität pochend, bar partikularer Interessen, ganz im Dienste der »Marktgesetze« stehend, die wie Naturgesetze funktionieren würden.

Vom »Segen« der Konkurrenz und dem freien Markt

Ein Basistheorem der neoliberalen Ideologie ist das Dogma der allein selig machenden Konkurrenz. Mit diesem Dogma wurde makroökonomisch das Primat des Freihandels, mikroökonomisch die zum Mantra erhobene Forderung nach Flexibilität begründet. Das aus dem 18. Jahrhundert auf die geistigen Väter David Hume, Bernard Mandeville und Adam Smith zurückführbare Konkurrenzdogma besagt, dass das Wirken der miteinander in Konkurrenz befindlichen und durchweg egoistische Ziele verfolgenden Einzelsubjekte automatisch dem Allgemeinwohl zugute komme. Egoismus, Gier und Ehrgeiz führen demnach kraft der »unsichtbaren Hand«, die das Marktgeschehen nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage weise regelt, spontan zum Wohle aller.³ Staatlicher Interventionismus hat demnach am Markt nichts zu suchen.

Das zweite Theorem, wonach sich auf der Grundlage eines für alle Wirtschaftsakteure gleichermaßen verfügbaren Informationsstandes automatisch ein ausgeglichener internationaler Handel ergebe, hat sich als eine nicht verifizierbare Hypothese erwiesen.⁴ Obwohl dieses The-

orem in den 70er Jahren durch standardisierte Tests zuverlässig widerlegt wurde und deren Wissenschaftlichkeit damit mehr als fragwürdig ist, eroberte neoliberales Gedankengut gerade seit jener Zeit den wirtschaftswissenschaftlichen, politischen und kulturellen Diskurs. Als restlos antiquiert galt in der neoliberalen Expansions- und Etablierungsphase, wer die Notwendigkeiten der neoliberalen Globalisierungsaxiome in Frage stellte. Grundtenor war in den konservativen, liberalen bis linksliberalen Printmedien, dass zu viel staatliche Aufsicht über die Markt- und Finanzströme wachstumshemmend, dass Wohlfahrtsstaat und soziale Umverteilung fortschrittlähmend seien und dass stattdessen mehr Eigenverantwortung Not tue und der freie Markt schon alles regle. Dabei fiel der Selbstwiderspruch neoliberaler Argumentation kaum ins Gewicht, dass die Globalisierung zum einen mit unausweichlichen sozialen Härten verbunden sein werde, dass sie aber zum anderen auch allen den größten Wohlstand bringen werde. Die Opfer, die zunächst von einer Großzahl der lohnabhängigen Bevölkerung erbracht werden müssten, würden, so die Argumentation, irgendwann später mit dem Segen allgemein wachsenden materiellen Wohlstandes belohnt. Mit dieser Behauptung wurde in der Folge eine beispiellose gesellschaftliche Umverteilung des Reichtums von unten nach oben bewerkstelligt, auf die noch zurückzukommen sein wird. Gleichsam wurde in diesen in zahllosen Artikeln vorgetragenen Versprechungen von späterem Wohlstand gegen ein altes, angeblich besonders in deutschen Ländern chronisch grassierendes, sozialstaatlich orientiertes Anspruchsdenken angeschrieben, das sich auf die im Verlauf der Globalisierung »unausweichlichen Reformen« nicht so recht einlassen wollte. Dabei gerierten sich neoliberal argumentierende Journalisten zuhauf als einsame Rebellen gegen eine – sprachgewaltig bejammerte und in grellen Bildern halluzinierte – angebliche Herrschaft der Wohlfahrts- und Versorgungsideologie ewig Gestriger. Einmal abgesehen von dem Trick, den Außenseiter und einsamen Wahrheitssucher in der geistigen Wüste des sozialistischen Mainstreams zu

mimen, war das neoliberale Projekt seit langem institutionell vernetzt und über Jahrzehnte systematisch aufgebaut worden.

Als die neoliberalen Prediger in die mediale Offensive gingen, war die soziologische Ungleichheitsanalyse schon längst durch die Versprechungen der neoliberalen Glaubenssätze verdrängt worden. Adam Smith verdrängte nicht nur in den Vorlesungsverzeichnissen der Universitäten den alten Karl Marx. Eine Fülle von Teilelementen der neoliberalen Ideologie eroberte die veröffentlichte Meinung. Obenan stand die Lehre vom freien Markt, nach der optimales Wirtschaften nur in interventionsfreien Marktzusammenhängen funktionieren könne. Der Staat hat da lediglich die für das optimale Wirtschaften günstigsten Rahmenbedingungen herzustellen, worunter auch monetäre Stabilität durch staatliche Inflationsbekämpfung gehört. Uneingeschränkter Wettbewerb und die Unantastbarkeit des Privateigentums wurden als genauso sakrosankt beschworen wie die notwendige Selbstregulierung von Unternehmen. Leitfigur des neoliberalen Denkens ist das Nutzenmaximierungsparadigma. Dies hat die gesamtgesellschaftliche Realität und das Bewusstsein der Menschen inzwischen in einem solchen Ausmaß durchdrungen, dass Gedanken der Brüderlichkeit und gegenseitigen Solidarität im Wirtschafts-, aber auch sonstigen Leben zunehmend mit einem verständnislosen Kopfschütteln quittiert werden. Es scheint, als sei Friedrichs Schillers berühmter Ausspruch »Der Nutzen regiert die Welt« bittere Wirklichkeit geworden.

Nach neoliberalem Programm soll sich der »homo oeconomicus« mit seinem Kosten-Nutzen-Denken auf alle Bereiche menschlichen Verhaltens ausdehnen.

Das neoliberale Denken trat, wie erwähnt, in seinen Gründungsvätern erstmals im 18. Jahrhundert auf. Im Sinne einer systematischen und institutionalisierten Wissensproduktion durchlief es in der Folge drei Phasen, die nun knapp skizziert werden sollen.⁵

Die Bildung der neoliberalen Netzwerke

Nach der »Großen Depression« Ende der 20er Jahre bildete sich Roosevelts New Deal als staatsinterventionistische Rettungsaktion gegen die damalige Weltwirtschaftskrise heraus. Die neoliberale Internationale konstituierte sich in ihrer ersten Phase dezidiert dagegen. Der Vordenker und Übervater des Neoliberalismus, Walter Lippmann, bezeichnete Roosevelts Aktion als »faschistischen« und gleichsam »kommunistischen« Regierungsakt. Zunächst trommelte Walter Lippmann, seinerseits aktives Mitglied in diversen US-amerikanischen und britischen Roundtable-Organisationen des Geldkapitals und enger politischer Freund J. P. Morgans, die neoliberalen Truppen im Kampf gegen Roosevelts »kommunistischen« New Deal zusammen. Im Verlauf dieser ersten Phase neoliberaler Netzwerkbildung knüpfte die »Mont Pelerin Society« mit der »London School of Economics« und dem »Institute of Human Studies« Verbindungen, die sich zu einem Netz von Instituts- und Verlagsgründungen ausweiteten. Überall sollte bei der Bildung der neoliberalen Internationale in Zukunft die *Mont Pelerin Society* eine maßgebliche Rolle spielen.

Seit deren Gründung 1947 am Genfer See hat diese bis in die Gegenwart die Funktion eines Kulminators und Multiplikators neoliberaler Ideologieproduktion mitsamt deren politischer Exekution. In der *Mont Pelerin Society*, die als Prototyp neoliberaler Think Tanks gelten kann, versammeln sich die neoliberalen Protagonisten aus Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Medien und Bildungseinrichtungen zur Vernetzung von politischer Aktivität und Ideologieproduktion, so das Zentrum eines Netzwerks von mehr als neunzig Denkfabriken in der ganzen Welt bildend, die finanziell und organisatorisch durch mächtige Wirtschaftsverbände und Stiftungen getragen werden. Diese über Jahrzehnte aufgebauten Netzwerke als Schnittstellen zwischen Ideologieproduktion und politischer Macht bildeten das Unterpfand der zweiten Phase der neoliberalen Internationale, die von Anfang der 80er Jahre bis Mitte der 90er Jahre währte. Während dieser fand eine internationale Aus-

dehnung der Zirkulationsapparate der Ideenbildung statt. Diverse Denkfabriken organisierten Konferenzen, auf denen Wissenschaftler ihre Forschungsergebnisse vortrugen, die dann in populärwissenschaftlicher Form publiziert und letztlich zu politischen Programmatiken verdichtet wurden. Während dabei die »Heritage-Foundation« als Propagandaapparat der »Reagonomics« fungierte, so arbeitete das »Center for Policy Studies« in England, deren Mitarbeiterin Margaret Thatcher war, als europäische Ideologiezentrale.

Die personellen und organisatorischen Verflechtungen der neoliberalen Netzwerke führten zu einem effizienten Zusammenwirken der Produktion, Verbreitung und Anwendung der dafür zuständigen Bereiche »Wissenschaft«, Propaganda und Politik. Finanziert durch private Spenden großer Unternehmen und konzern-eigener Stiftungen, rüstete die neoliberale Internationale ab 1989, der Zeit der Implosion der Sowjetunion und dem Fall der Berliner Mauer, zur letzten Großoffensive.

Diese startete als »Befreiungsoffensive« in einem beispiellosen »Public Opinion Management«: Danach waren die Wachstumsschwäche und die Arbeitslosigkeit jener Zeit das Ergebnis der Einengung unternehmerischer Initiative durch »zu viel Staat«, zu »teure Sozialsysteme«, »überwuchernde Bürokratie«, zu »hohe Lohnnebenkosten«, überhaupt zu viel Wohlfahrtsstaat. Ein erneutes Wirtschaftswachstum sei angesichts der Sachzwänge der Globalisierung und internationaler Konkurrenzfähigkeit nur durch die Einschränkung der Tarifautonomie der Gewerkschaften, durch die Verminderung der Soziallasten, durch gleichzeitige Steuerentlastungen für Unternehmer und die »Leistungsträger« der Gesellschaft, durch mehr »Eigenverantwortung« für die Erwerbs- und Daseinsvorsorge und dergleichen mehr zu erreichen.

Die neoliberale »Befreiung« von staatlicher Bevormundung

Mit dem Appell an die Eigenverantwortung applizierte die neoliberale Ideologie einen Freiheits-Diskurs, der geschickt Anleihen bei der

68er Bewegung machte: Begriffe wie individuelle Freiheit, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung wurden als Freiheit gegenüber staatlicher Bevormundung und Gängelung verkauft, um sie dann vermehrt als die Freiheit der Marktteilnehmer, inklusive der Freiheit der life-styles, zu präsentieren. Es ging letztlich um die Freiheit des Marktteilnehmers und des aufstrebenden Leistungsträgers in »the survival of the fittest«. So erwies sich jene Sorte Freiheitsphilosophie als eine negative Eigenschaft wie Gier, Rücksichtslosigkeit und Egoismus positiv umwertende Erfolgsphilosophie, mit der das neoliberale Theoriegebäude mit seinen vier Säulen der Liberalisierung, Flexibilisierung, Privatisierung und Deregulierung gesellschaftlich konsensfähig gemacht werden sollte. Alle diese »Befreiungen« von den wohlfahrtsstaatlichen Altlasten eines angeblich staatlich überlenkten Marktes wurden denn als Reformprojekte verkauft, als Gesundheits-, Renten-, Arbeitsmarkt-, Steuer-, Finanzreform usw.

Die erste Säule des Projekts mit Namen Liberalisierung betraf das älteste neoliberale Credo des uneingeschränkten Wettbewerbs in Zurückdrängung gewerkschaftlicher Macht: Es wurde unter den Stichwörtern der Flexibilität und Mobilität der Arbeit »erfolgreich« durchgezogen. Anfang der 80er Jahre gab das sogenannte Lambsdorff-Papier des durch einige Finanzskandale berüchtigten neoliberalen FDP-Vordenkers den entscheidenden Impuls für ein Umdenken Richtung Liberalisierungsnotwendigkeiten.

Die Flexibilisierung der Arbeitsmärkte als zweite Säule führte im Ergebnis zu einem flächendeckenden Abbau von über einem Jahrhundert lang mühsam erkämpften Arbeitnehmerrechten. Dumpinglöhne sind seitdem keine Seltenheit mehr. Unbezahlte Überstunden sind heute die Regel. In der Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, wird auch ein inzwischen notorisch gewordenes Mobbing am Arbeitsplatz willig hingenommen. Außerdem setzte mit der Flexibilisierung eine umfassende Umverteilung von gesellschaftlichem Reichtum ein.

Durch sinkende Steuern für die Unternehmer und die »Leistungsträger«, addiert mit den Alt-schulden aus den 70er und 80er Jahren, ergab

sich eine massive Staatsverschuldung, die die Regierungen dazu verleitete, traditionell öffentliche Güter wie Post, Bahn, Telekommunikation, Strom- und Wasserversorgung und die Daseinsvorsorge mit all den bekannten Folgen zu privatisieren. Die Privatisierung als dritte Säule des neoliberalen Projekts kann als vollends gescheitert gelten. Sie erbrachte nichts als Qualitätseinbußen in den genannten Bereichen.

Zu dem Fiasko aber, an dessen Beginn wir gegenwärtig stehen, geriet die Deregulierung der Kapital- und Finanzströme im Rahmen eines von der Realwirtschaft zunehmend abgekoppelten Kasinokapitalismus, wie er in der Ära von US-Notenbankchef Alan Greenspan (1987-2006) systematisch und strategisch ins Werk gesetzt wurde. Eine staatliche Aufsicht über die Finanzströme wurde systematisch abgebaut und weitere Maßnahmen ergriffen, die einem spekulativen Kapitalismus Tür und Tor öffneten. Maßgeblich der Internationale Währungsfonds (IWF) beförderte das Deregulierungsprojekt zu einem Zeitpunkt, als Milliarden von Petro-Dollars der OPEC-Staaten mitsamt den von der Realwirtschaft losgerissenen Kapitalüberschüssen der multinationalen Konzerne nach profitablen Anlagen suchten, die dann in den hochspekulativen Geldmärkten in New York und der Londoner City landeten.⁶

Die Geldvermehrung fiktiven Kapitals, die Krise und (k)ein Ende des Neoliberalismus?

Seitdem sind mittels des fiktiven Kapitals in Gestalt von Hedgefonds und Private-Equity-Fonds durch Investmentbanken nahezu 600 Billionen Dollar als Derivatsumme »geschaffen« worden, das ist die zwölfwache Menge der weltweiten Wirtschaftsleistung pro Jahr. Zunehmend investierten in der Vergangenheit Privatbanken ihre Gewinne in Aktien, zinstragende Wertpapiere und Rohstoffe, statt sie, wie es eigentlich ihre Aufgabe wäre, der produzierenden Realwirtschaft in Form von Krediten zukommen zu lassen. Gleichsam schrieben sich die Finanzhäuser durch das System gegenseitiger Kreditvergabe und Kreditnahme immer größere Vermögen gut; Vermögen, die aber genauer besehen aus

nichts anderem bestanden als den Schulden der anderen Banken. Es handelt sich bei diesen gut geschriebenen Vermögen letztlich um Versprechen auf das zukünftige Zurückzahlen von Geld. Durch die Annahme von Krediten bei anderen Banken brachten sich Banken in die Position von Zahlungsfähigkeit, indem sie diese Wertpapiere als verzinste Rückzahlungsversprechungen verkauften.⁷ In diesem Kreislauf haben Derivate die Funktion der Versicherung der Kreditgeber gegen einen möglichen Zahlungsausfall der Kreditnehmer. Zum Problem wurden dann die Derivate durch die »Credit Default Swaps«, insofern diese weiterverkauft werden konnten und nicht mehr in den Bilanzen auftauchen mussten. Diese CDS-Papiere wurden – inauguriert von der mächtigen J. P. Morgan-Investmentbank, die uns anfangs schon begegnet ist und die gegenwärtig zusammen mit Goldman Sachs am meisten von der Krise profitiert – als Kapitalanlage angepriesen und zur Zauberformel der Geldvermehrung erkoren.

Bekanntlich trat die Finanzkrise 2007 als Ergebnis der Hypothekenschulden amerikanischer Hausbesitzer auf, als diese aufgrund sinkender Immobilienpreise ihren Schuldendienst bei den Banken nicht mehr tätigen konnten. Nun mussten die Darlehensversicherer, die die CDS-Papiere hielten, einspringen, was sie aber nicht konnten, da sie – auch aufgrund fehlender Staatsaufsicht – keine Rücklagen gebildet hatten. In einer beispiellosen Kettenreaktion kamen die Kreditfallen zum Tragen, und die allseits gelobte Deregulierung und Globalisierung der Finanzströme machte die Schulden amerikanischer Hausbauer zu den höchst vergänglichen Guthaben deutscher Sparer, die sich von ihren Anlageberatern Zertifikate, die »erst futsch wären, wenn der 3. Weltkrieg ausbräche«, haben andrehen lassen.

Seit Ausbruch der Krise, die weltweit die Realwirtschaft mit in den Abgrund zu reißen droht, bemühen sich die Banken mit allen Mitteln, liquide zu bleiben. Derweil versanden die staatlich aufgelegten Hilfsprogramme für die angeblich so Not leidenden Banken in dunklen Bankelöchern, statt der Realwirtschaft, wie von den staatlich alimentierten Banken

versprochen, in Form von Krediten gewährt zu werden. Besagte Banken verweigern schlicht den Kreditdienst, um der lahmen Industrie auf die Sprünge zu helfen, so dass die gewiss nicht für eine besondere Bankenkritik berücksichtigte *Financial Times* am 17.12.2008 konsterniert vermerkt: »Tatsächlich lässt sich die Bereitstellung einer derart gigantischen Summe [gemeint sind die von der Bundesregierung für kriselnde Banken bereitgestellten 480 Milliarden Euro Finanzierungshilfe, G.W.] nur dann rechtfertigen, wenn auf diese Weise die reale Funktion der Banken für die Volkswirtschaft aufrechterhalten werden kann. In letzter Zeit häufen sich allerdings die Klagen ... darüber, dass die Finanzbranche trotz der Staatsmilliarden der Realwirtschaft nicht ausreichend Kredite gewährt.«

Von einem Ende des neoliberalen Projekts und der Implosion der neoliberalen Internationale kann auch angesichts dieser neuesten Nachrichten noch lange nicht die Rede sein.

1 Es sei hier nur auf den aktuellsten Bericht in *Spiegel online*, 04.01.2009, von Sebastian Dullren mit dem Titel »Der Weltwirtschaft steht das Schlimmste noch bevor« verwiesen. <http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,druck-597864,00.html>.

2 Jacques Sapir: *Theologen der Marktwirtschaft*, in: *Le Monde Diplomatique*, Oktober 2006.

3 In der kleinen Streitschrift *Gerechtigkeit und Sittlichkeit* gegen Darwins, Spencers und Huxleys Menschenbild der behaupteten anthropologischen Konstante des Egoismus als Waffe im naturgesetzlichen Überlebenskampf und als Elixier des Fortschritts argumentiert der russische Denker Kropotkin: »Sogar jetzt, wo der krasseste Individualismus, d. h. die Regel »denke zuerst an dich selbst« propagiert wird, könnte die Menschheit auch nicht ein Dutzend Jahre existieren ohne gegenseitige Hilfe und ohne selbstlose Tätigkeit im Dienste der Allgemeinheit. Leider haben diese Gedanken über das Wesen der Sittlichkeit und ihre Entwicklung unter den Vertretern der Wissenschaft keinen Widerhall gefunden.« (Winddruck Kollektiv Wilmsdorf-Anzhausen). Siehe dazu auch die lesenswerte Schrift Kropotkins: *Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1976.

4 Jacques Sapir, a.a.O., weist auf diese Untersuchungen hin.

5 Die folgenden Ausführungen stützen sich im Wesentlichen auf folgende Texte: H. J. Krysmanski: *Machteliten und Globalisierung*, <http://www.uni-muenster.de/Pealon/dgs-mills/mills-texte/kryseliten-globalisierung>. Derselbe: *Eat The Rich*, <http://www.uni-muenster.de/PeaCom/eliten/EatTheRich-VMS.htm>.

Dieter Plehwe, Bernard Walpen: *Wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Produktionsweisen im Neoliberalismus. Beiträge zur Mont Pelerin Society und marktradikaler Think Tanks zur Hegemoniegewinnung und -erhaltung*, in: *Prokla*, Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft, Heft 115, 29. Jahrgang 1999, Nr. 2.

6 Siehe dazu John Caranagh, Marcos Arruda, Daphne Wysham (Hg.): *Kein Grund zum Feiern. 50 Jahre Weltbank und IWF*, Hamburg 1994. Joseph Stieglitz: *Die Schatten der Globalisierung*, Berlin 2002.

Peter Martin: *Die Macht des Dollars*; Lutz Spennberg: *Schnelles Geld*; Michael Zapf: *Paradoxe Kapital-*

märkte, in: *Kursbuch. Das liebe Geld*, Berlin 1997.

7 Heiner Flassbeck nuanciert das in *Die Panik im Finanzkasino und ihre Folgen* so: »Dieses Spiel im großen Kasino namens Finanzmarkt wird dadurch noch absurder und natürlich riskanter, dass die gierigen Finanzmarktzocker und ihre Banker die eigenen Gewinne dadurch in die Höhe jubeln, dass man den Großteil der Spekulation mit Schulden finanziert. Man leiht aber zu dem Geld, das man ohnehin in der Tasche hat, noch viel mehr Geld dazu und investiert es in Anlagen, die eine etwas höhere Rendite erbringen als der Zins, den man den anderen Banken oder den braven Anlegern zahlt. Das ist der große Hebel, mit dem Banken, Hedgefonds und so genannte Private-Equity-Fonds die Rendite auf das Eigenkapital in ungeahnte Höhen treiben können, wenn sie nur genügend Kredit bekommen.« In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Nr. 11, 2008, S. 34/35.

Geld als »vergeistigte Gewalt«

Stephan Stockmar

Die Finanzkrise ist nicht nur die eines Systems, sondern auch des Menschseins selbst. Dies zeigt sich deutlich am seelischen Geschehen rund um das Geld, egal, ob es um zu wenig Geld und den fortschreitenden Entzug des Rechts auf Einkommen geht, oder um zu viel Geld und dem damit wachsenden Anspruch nicht nur auf Wirtschafts-, sondern auch auf Rechtsgüter: Immer geht es um Gier oder Neid – Macht oder Ohnmacht. Das Selbstbewusstsein hängt im hohen Maße am äußeren Erfolg. Und nicht jeder Protagonist ist dem großen Spiel gewachsen, das seine Teilnehmer zwischen dem Alles oder Nichts hin- und herreißt; nur wenige wissen in dem Nichts das All zu finden.

Da erleidet der stolze Erfolgsbanker in dem Moment einen Kreislaufkollaps, wo er hohe Verluste gegenüber seinen Aktionären verantworten muss. Das ist verständlich, wenn man an den enormen Entscheidungsdruck denkt. Der biedere schwäbische Familienunternehmer, 74 Jahre, lässt sich in der Nähe seiner Villa vom

Zug überrollen, als er merkt, dass er nach Jahren des Erfolges auf einmal sein Lebenswerk – einen zunehmend mit Hilfe riskanter Kredite aufgebauten Familienkonzern – verspielt hat. War es Scham vor sich selbst und der Welt? Hat er ein Opfer gebracht oder fühlte er sich als Opfer des Systems? Während er von anderen als ein solches gesehen und gar als Märtyrer gefeiert wird, versucht ein Spieler gleicher Generation in New York, der vor allem seine ausgesuchten Kunden um die ihm anvertrauten Vermögen gebracht hat, noch aus der Luxushaft heraus seine eigenen Preziosen ins Trockene zu bringen und lenkt so den Volkszorn auf sich. – Wer von beiden ist der Konsequenterer?

Dabei hat sich der Gegenstand des Spiels, das Geld, fast völlig von der Wirklichkeit, der Realwirtschaft, abgelöst – und zieht diese gerade dadurch mit in den Abgrund. Bereits Robert Musil lässt eine seiner Romanfiguren vom Geld sagen: »Es ist vergeistigte Gewalt, eine geschmeidige, hoch entwickelte und schöpferische Spezial-

form von Gewalt.« Für den Rezensenten des Stuttgarter »Hamlet«, Peter Kümmel, der diese Worte in der *Zeit* vom 15. Januar zitiert, zeigen die Ereignisse in Schwaben, »dass es Zeit sei, den Glauben zu verlieren an die Zähmbarkeit der Gewalt durch Geld. Die Welt ist aus den Fugen. Man braucht keinen Hamlet mehr, um das zu verstehen. Ein Merckle hat es uns bewiesen.«

Die Welt – oder der Mensch: Wer ist aus den Fugen? Spielen wir nicht alle irgendwie in diesem gewaltigen Schneeballspiel mit, und sei es nur, wenn wir uns um die Rendite unseres Ersparten kümmern und auch ein Stück von dem großen Kuchen abhaben wollen? Auch was gegenwärtig an öffentlichen Hilfsprogrammen für notleidende Banken und andere Unternehmen aufgelegt wird – auf Kredit, versteht sich, und weitgehend bedingungslos: Setzt dies nicht wieder auf das gleiche System der Schimäre unendlichen Wachstums? Im Großen und Ganzen wird sich an dem Verhältnis zwischen Gewinnern und Verlierern nichts ändern, solange das Geld selbst nicht gezähmt wird.

Eine menschliche Haltung, die das Opfer aus Liebe nicht kennt, sondern nur eine nie zu befriedigende Gier (die mit dem Neid Hand in Hand geht), erzeugt ein System, das ihre Urheber auffrisst. Sehenden Auges werden die Täter zu unfreiwilligen Opfern und geraten in einen Sog, in dem sie nur noch das Glück vor dem Untergang retten kann. Doch auch dieses kann nicht mehr als solches empfunden werden; es verführt erst recht zum »weiter so«. Der Untergang scheint schon stattgefunden zu haben. Anstelle des in Freiheit handelnden Ich findet sich ein großes Loch ... Auch der »echte« Spieler, der den großen Kick sucht und nur im Extrem, egal ob Gewinn oder Verlust, Befriedigung zu finden meint: Was ist er ohne dieses Spiel?

»Für *solche* Wünsche aber gibt es keine Erfül-

lung in der geistigen Welt, für die nicht schon im Sinnlichen der Geist lebt. Tritt der Tod ein, dann ist für *diese* Wünsche die Möglichkeit des Genusses abgeschnitten. ... Sofern dieser Genuss dem Geiste entspricht, ist er nur so lange vorhanden, als die physischen Organe da sind. Sofern ihn aber das Ich erzeugt, ohne damit dem Geiste zu dienen, bleibt er nach dem Tode als Wunsch, der vergeblich nach Befriedigung dürstet. Was jetzt im Menschen vorgeht, davon lässt sich nur ein Begriff bilden, wenn man sich vorstellt, jemand leide brennenden Durst in einer Gegend, in der weit und breit kein Wasser zu finden ist. So geht es dem Ich, sofern es nach dem Tode die nicht ausgelöschten Begierden nach Genüssen der äußeren Welt hegt und keine Organe hat, sie zu befriedigen. Natürlich muss man den brennenden Durst, der als Vergleich mit dem Zustande des Ich nach dem Tode dient, sich ins Maßlose gesteigert denken ...«¹ Die Folge ist Verarmung und Verödung des Ich bis hin zu seiner Zerstörung.

Es ist, als ob uns angesichts der Krise schon im Leben gegenwärtig würde, was Rudolf Steiner hier über die Situation des Menschen nach dem Tode sagt, die Zeit des Fegefeuers oder Kama-lokas, die der Läuterung dient. Wenn wir uns dieses bewusst machen: Können daraus nicht auch heilende Impulse hervorgehen? Müssen wir uns selbst zähmen, um dem Gelde Herr zu werden, d.h. die ihm angemessene Stellung in unserem Leben zu geben? Vielleicht ist es dies, was Joseph Beuys meint, wenn er sagt: »Das, was am meisten nach Gestaltung drängt, sind nicht die Bilder oder Skulpturen, die gemacht werden müssen, sondern das Geld; das müsste umgeformt werden« – durch den sich aus dem Ich verwandelnden Menschen. Denn:

»Die Revolution sind wir!«

1 Rudolf Steiner: *Die Geheimwissenschaft im Umriss* (GA 13), Dornach 1977, S. 101f.

Mensch, Kultur, Politik

Asiatische Perspektiven aus dem Jahre 2008

Johannes W. Schneider

Wer auf das Jahr 2008 zurückblickt, wird wohl zunächst an die sogenannte Finanzkrise denken, dann vielleicht an die Wahl Obamas zum Präsidenten der USA, verbunden mit übertriebenen Hoffnungen. Dagegen wird eine Tendenz nicht genügend beachtet, die sich am deutlichsten bisher in Asien zeigt und die für die Zukunft vielleicht wichtig ist: Ein neues Selbstverständnis des Menschen in Kultur und Politik.

Kürzlich hat wieder ein bekannter asiatischer Autor, Kishore Mahabuni, vorausgesagt, dass die westliche Dominanz zu Ende gehe und Asien die Führung übernehme. Und deshalb mögen die Westler aufhören, die Asiaten zu belehren.

Seit langem kann man mit Bewunderung bemerken, dass die chinesische Kultur bezaubernd wirkt auf die Nachbarvölker, auf Eroberer des Landes, auf die Europäer. Nicht durch Belehrung oder gar Gewalt. Und heute? Weshalb unterdrückt man die Tibeter, die Uiguren und andere Minderheiten? Weil die chinesische Regierung an die Größe der chinesischen Kultur nicht wirklich glaubt. Und weil sie Angst hat vor dem Dalai Lama wie auch vor den Christen. Weil kulturelle Potenzen stärker sein können als militärische Macht.

Die chinesische Regierung, aber nicht alle ihre Ratgeber haben Angst. So hat Zhao Xiao, ein dynamischer, erst vierzigjähriger Wirtschaftswissenschaftler, in einem Interview¹ davon gesprochen,¹ dass China ein »spirituelles revival« brauche, dass die Nächstenliebe das zentrale Wirtschaftsmotiv werden müsse. Er ist kein Träumer, sondern lässt sich von Zahlen beeindruckt, von dem rapiden Wachstum der chinesischen Wirtschaft und von dem noch schnelleren Wachstum der christlichen Gemeinden. Er sucht aber die Spiritualität nicht in der Fremde, sondern in China, ähnlich wie

Pang Fei mit seiner Yidan-Schule. Während die Verfasser der Charta 08 von der Regierung die Beachtung der Menschenrechte einfordern mit Worten, die man ähnlich auch in Europa oder Amerika anwenden könnte. Alle Achtung vor diesem Engagement; aber wenn Asien in Führung gehen will, braucht es einen überzeugenden asiatischen Stil des Auftretens.

Der zeigt sich wohl am elementarsten an der Art, wie man sich als Mensch gibt. Da sind im Jahre 2008 sehr verschiedenartige markante Persönlichkeiten auf der politischen Bühne aufgetreten: der neue König von Bhutan, der in USA, England und Indien studiert hat und sein Land zu einer Schweiz im Himalaya machen will; der thailändische Ministerpräsident Abhisit, der die konservative Strenge seiner englischen Ausbildung mit asiatischem Charme verbindet, oder Prachanda, der erste Ministerpräsident der Republik Nepal, ein kämpferischer Maoist. Noch bemerkenswerter als das Auftreten der neuen Akteure ist vielleicht, dass altbekannte Persönlichkeiten ein neues Gesicht zeigen. So der chinesische Ministerpräsident Wen, der beim Erdbeben von Chengdu eine unzensurierte Berichterstattung zulässt und damit eine Welle der Solidarität im ganzen Lande auslöst. Der an den Ort eines Grubenunglücks eilt und mit den Angehörigen um die verschütteten Bergleute weint. Wie echt diese Tränen waren, kann man aus der Ferne nicht sehen, wohl aber dass sie ein neues Selbstverständnis des Politikers anzeigen.

Im Sommer gab es eine Revolution in Ulan Bator. Das Parlamentgebäude der Mongolischen Republik wurde gestürmt und die Volkswut tobte sich an den unbeliebten Abgeordneten aus. Galsan Tschinag, ein auch bei uns wohlbekannter Schriftsteller, Stammesführer und Schamane, beschreibt als Augenzeuge², wie

sich in diesen Stunden bei den Revolutionären ein neues Selbstverständnis Bahn gebrochen hat: Ohne Furcht und Zögern, ohne Gnade schlagen sie zu, obwohl sie sehen, dass die Geheimpolizei sie filmt. Endlich wir selbst, endlich Helden sein wie die Kämpfer des alten Volkshelden Tschingis Khan.

Für uns Europäer erscheinen die Ostasiaten oft traditions- und regelgebunden. Hier zeigt sich ein ganz anderes Bild: Der Ostasiate, der zu sich selbst findet, ist natürlich, ursprünglich, spontan. Mit diesen Menschen lässt sich ins Gespräch kommen, wenn auch wir nicht Belehrungen mitbringen, sondern wenn wir ganz schlicht uns zeigen, wie wir sind. Und das gilt nicht nur für den fernen, sondern auch für den nahen Osten. Da gibt es in der Türkei die Ankara-Schule der islamischen Theologie, die, offen nach Westen, einen »Euro-Islam« zu entwickeln

beginnt, eine Brücke zwischen Moslems und Christen (auch in Rom gibt es entsprechende Ansätze). Da gibt es in Riad, der Hauptstadt Saudi-Arabiens, ein »Generalsekretariat für den nationalen Dialog«, wo Menschen lernen, einander zuzuhören, wo auch Männer sich auf das einlassen, was die bisher gering geschätzten Frauen empfinden. Dialog: Im Lauschen auf den anderen sich selbst finden. Sich angehört, sich verstanden fühlen, das ist es, was sich Asiaten auch von Europäern erhoffen. Wenn wir diese Hoffnung erfüllen, kann Europa zu einer starken Mitte zwischen Amerika und Asien werden, zu einer Mitte, die als kulturelle Potenz politisch wirkt, weil die Kulturträger sich als Menschen offen zeigen.

1 *Neue Züricher Zeitung*, 29.3.2007.

2 *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10.7.2008.